



Das Feuilleton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN



Kauf dich froh

Das Shoppingcenter als Kulturform hat eine bewegte Vergangenheit. Heute ist es manchmal Spektakel, aber öfter Zufluchtsort. SEITE 8



Foto: Zhu Wei Xinhua / Eyevine

BEDROHUNG ODER BETREUUNG?

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ. Hannes Bajohr hat eine Künstliche Intelligenz einen ganzen Roman schreiben lassen. Nina Georges Romane wiederum wurden ohne ihr Wissen zum Trainieren von solchen Programmen genutzt. Für Petra Paterno zwei perfekte Kandidaten, um ein Streitgespräch über das Thema „Kann Künstliche Intelligenz Literatur?“ zu führen. Kann man noch von Literatur sprechen, wenn eine Maschine mitgearbeitet hat? Dürfen solche Werke womöglich Preise gewinnen? Wie können die Urheberrechtsfragen, die aufgeworfen werden, gelöst werden? Und warum wird Künstliche Intelligenz immer nur für Dinge verwendet, die Menschen ohnehin gut können und vor allem gerne machen? Die Britin Hazel Savage hat eine Maschine entwickelt, die Aufgaben übernimmt, die auch 1000 Menschen nie so effektiv schaffen würden: Diese KI bringt Ordnung in die Millionen Songs von Streamingdiensten. Sie erzählte Christina Böck, wie das dabei hilft, wieder weniger willkürlich Musik zu hören und wie menschliche Künstler in Zukunft ihre Fans bei der Stange halten werden. **Seiten 10 und 30**

ENTRÉE: 2025 feiern wir! Hitlers Ende, Ace of Base und andere Jubiläen

Was haben Paul Newman, der deutsche Bauernkrieg und die niederösterreichische Kleinstadt Mödling gemeinsam? Sie alle feiern im neuen Jahr 2025 ein Jubiläum. Nur: Paul Newman und die Kriegsherren des Bauernkrieges haben nichts mehr davon, denn sie sind längst tot. Newman hat seinen 100. Geburtstag um 17 Jahre verpasst, und die Bauernopfer sind schon 500 Jahre her. In Mödling kann man im Herbst 2025 immerhin 150 Jahre Stadterhebung feiern, weiß aber bislang noch nicht, wann, wie, wo, was, weil natürlich nicht rechtzeitig geplant wurde. Typisches Kleinstadtproblem.

Das war immer schon so: Mödling hatte sein 1000-jähriges Bestandsjubiläum, das 1903 gewesen wäre, verschlafen und erst 1904 über die Bühne gebracht, weil damals ein Schreibfehler in der Gründungsurkunde von 903 die Beamten im Jahr 1904 verwirrt hatte. Oder war es umgekehrt? Wir Menschen sind halt Laien.

2025 bringt nicht nur die Fortsetzung Ihrer Lieblingszeitung „Das Feuilleton“ (ja, auch

das ist irgendwie ein Jubiläum und Grund zum Feiern), sondern ist voller dramatischer „runder“ Geburtstage. Neben Paul Newman hätte man auch Jack Lemmon, Tony Curtis, Peter Sellers oder Richard Burton hernehmen können, die allesamt 1925 geboren wurden. Eine Recherche bei den Freundinnen der 17-jährigen Stieftochter ergab leider, dass ihnen kein einziger dieser Namen geläufig war. Skifahrer? Formel-1-Piloten? Hm.



Vielleicht geht es mit politischen Persönlichkeiten einfacher, sowas lernt man ja in der Schule. Margaret Thatcher wäre 100. Malcolm X auch. Namen, die man „schon mal gehört“ hat, immerhin. Dann lieber zu den Ereignissen, die jeder kennt. Etwa zum 80. Jahrestag vom Ende des Zweiten Weltkriegs 1945. Ja, klar, das weiß sogar die Jugend: „Da war dann Schluss mit dem Hitler“.

Zum 50. Jahrestag des Falls von Saigon, dem Ende des Vietnam-Kriegs, ist wieder Schweigen. Vietnam? Was war da genau?

Ist Geschichte inzwischen zu einem Schulfach verkommen, möchte man fragen. Oder wo

genau sondiert die Jugend ihre Verortung in der Gesellschaft? Außer Handy und Tablet ist da nicht viel, und die Musik-Hits von einst zelebriert man als Remix-Innovationen. Stolz führt die 9-Jährige ein Lied vor, das wie „All That She Wants“ von Ace of Base aus den 90ern klingt, das auf Radio Energy den Kids aber suggeriert, eine Neuheit zu sein. „Schatzi, das ist 30 Jahre alt. Willst du das Original hören?“ „Nein, Papa, das ist neu, du hörst ja nur Musik aus der Steinzeit!“ Wenn dann mal zufällig ein Klassiker („YMCA“) in den Kinderohren für Verzückung sorgt, wird meine gebannte Frage: „Woher kennst du das?“ mit: „Das ist von TikTok“ beantwortet.

Wir fassen also zusammen: „Das Feuilleton“ geht ins zweite Jahr. Applaus! Gigi D'Agostino ist auch 2025 noch immer ein DJ, der Stadien füllt. Ace of Base nicht. Die 9-Jährige sagt: „Adolf Hitler ist einer, der viele Leute umgebracht hat, die in einem Zug weggebracht wurden“. Noch ist die Hoffnung also nicht verloren. Jetzt muss nur mehr Mödling zum richtigen Datum feiern. Dann wird vielleicht alles gut. **greuling@feuilleton.online**

IN DIESER AUSGABE

Interview: Robert Harris über Social-Media-Politiker **Seite 3**

Literatur: Im Biedermeier war Betty Paoli ein Star **Seite 21**

Wurst: Wiener Würstelstand for Weltkulturerbe! **Seite 22**

Wut: Lea Joy Friedels feministisches Manifest **Seite 23**

Weihnachten: Nicht überall ist Feiern erlaubt **Seite 32**

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling
Monatsschrift,
Österreichische Post AG, MZ 23/2044041 M,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien

Foto: Katharina Sirtena



Leitartikel

Wir wünschen uns Glück

Sie halten die Weihnachtsausgabe ihres „Feuilletons“ in den Händen. Dass Sie das tun, weist Sie als Menschen aus, der das Besondere schätzt. Der sich nicht mit alltäglichen, lieblosen oder gar automatisch von der sogenannten künstlichen Intelligenz generierten Texten zufriedengibt. Als Mensch, der bei seiner Zeitung darauf Wert legt, dass vor dem Schreiben nachgedacht wurde.

Mit dieser Nummer 11 sind wir in unser zweites Jahr als neue Zeitung gestartet. Wenn das letzte Jahr etwas bewiesen hat, dann dass es ein Mehr an gutem, ehrlichem und wahrhaftigem Journalismus braucht. Niemand benötigt noch mehr knallige TikTok-Videos, noch mehr lieblos kopierte Texte und noch mehr halb-garen Unfug, der nur auf den schnellen Effekt aus ist. Und mit dem sich trefflich Werbung verkaufen lässt. Wir sind eine Manufaktur, die ein bisschen anders ist. Die hinter die Dinge blicken will und die manchmal thematisch ein wenig schräg ist. Und doch erblicken wir gerade in diesen ungewöhnlichen Texten eine gewisse Schönheit, die wir lieben gelernt haben. Und Sie schätzen diese, unsere, Art des Journalismus – sonst wären Sie ja nicht hier. Gerade jetzt, wo viele Menschen ihre Abos für das zweite Jahr verlängern, sind wir dankbar und froh, dass es Sie gibt. Wir wissen das zu schätzen.

Das Jahr 2024 liegt in den letzten Zügen und gibt, wie immer vor Weihnachten, noch einmal Gas. Es war für manche ein enttäuschendes Jahr. Das nicht das gebracht hat, was man sich erhofft hat. Wo manche dumme Entscheidung getroffen wurde. Es reiht sich damit nahtlos in die Vorjahre ein. Viele Menschen erleben die letzten acht Jahre als einen Slalomrennen: Beginnend mit Trumps Wahl 2016, Brexit, Covid, die Kriege in der Ukraine und in Israel. Und nun wieder Trump – das Karussell dreht sich weiter. Sicherlich, für

*Wann endet die gefühlte
Abwärtsspirale, die sich in unsere
Zeit geschlichen hat?
Und wie gehen wird mit ihr um?*

viele Menschen war die Wahl Trumps wohl auch ein Verzweiflungsschlag, um den gordischen Knoten in ihrem Leben zu zerschlagen. Man kann das verstehen. Vor vier

Jahren war es gefühlt noch besser als heute.

In Österreich leben wir zum Glück abseits der großen Weltpolitik. Eine Regierung wurde abgewählt, eine andere ist im Entstehen. Diesmal mit drei Parteien, die man auch als breite Basis sehen kann. Aber nicht etwa aus altruistischen Gründen, sondern schlicht deshalb, weil man sich die Alternative nicht vorstellen wollte. Türkis, rot, pink – manche nennen das die „Seidenzuckerl-Koalition“. Ob uns diese Süßigkeit lange schmecken wird? Gut möglich, dass dem einen oder anderen die Delikatesse im Hals stecken bleibt. Denn leichter wird's nicht werden.

Aber lassen Sie uns nicht allzu negativ werden. Denn das nächste Jahr ist auch eine große, freie Fläche. Es markiert bereits die Mitte der Zwanzigerjahre dieses Jahrhunderts. Es ist eine Fläche, die nicht nur von Anderen definiert wird – sondern immer noch von uns selbst. Jeder einzelne ist stets sein eigener Navigator. Es ist leicht, über die Umstände zu jammern und die Schuld auf das Unvermeidliche zu schieben. Das macht uns frei, aber auch bequem und faul. Faktum ist: Die Situationen, in denen man gar nichts mehr tun kann, sind zum Glück selten. Wie der Wiener sagt: Irgendwas geht immer. Und vielleicht sollten wir dieses kommende Jahr auch in diesem Licht sehen. Nutzen wir jeden Freiraum, der sich bietet. Auch um die Welt ein bisschen besser zu hinterlassen, als wir sie vorgefunden haben. Nichts hinterlässt uns zufriedener, als wenn wir in den uns überlassenen Bereichen Ordnung schaffen können. Auch kleine Siege können entscheidend sein. Und die Gewissheit, sie entgegen allen Widerständen erreicht zu haben, kann glücklich machen.

BERNHARD BAUMGARTNER



Christina Böck ist Chefredakteurin und Herausgeberin von „Das Feuilleton“.



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 12, Februar/März 2025) erscheint am Freitag, 7.2. 2025 in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter www.feuilleton.online ein Abo abschließen

Foto: Julia Stix

IMPRESSUM

Das Feuilleton

Medieninhaber:

Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:

Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberin und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:

Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner, Viktoria Klimpfner

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Gunther Baumann, Mag. Judith Belfkih, Georg Biron, Elisabeth Förg, Harald Havas, Mag. Klaus Huhold, Stefanie Jaksch, Reinhard Koller-Astleithner, Gregor Kucera, Dr. Clemens Marschall, Luca Niederdorfer, Dr. Petra Paterno, Betina Petschauer, Dr. Andrea Reisner, Mag. Uwe Schögl, Dr. Theresa Steininger, Mag. Andreas Tesarik, Dr. Ingeborg Waldinger, Severin Weh
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena.
Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design:

Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling
Druck: Styria Print Group, Styriastraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 6 Euro inkl. 10%UST

„Das Feuilleton“ erscheint in Print sechs Mal im Jahr.

Jahresabo: 35 Euro inkl. 10%UST

Bestellungen: abo@feuilleton.online

Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: www.feuilleton.online, Mail: office@feuilleton.online

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:

www.feuilleton.online/kontakt/impresum-datenschutz

Gefördert durch die Wirtschaftsgesellschaft Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

Die rote Linie

Rehabilitationsprogramm für zu freundliche Wiener

Etwas Schreckliches ist passiert. Im Ranking der unfreundlichsten Städte der Welt ist Wien nicht mehr auf Platz 1. Ausgerechnet die tumben Trachtenpäpchen aus München und die halbblustigen Hipster mit den schiachen Anoraks in Berlin haben der Welthauptstadt des Grants den Rang abgelaufen. Das ist natürlich ein Skandal erster Güte.

Als erste Sofortreaktion werden in den Volkshochschulen gratis Lehrgänge von Kaffeehaus-Obnern angeboten, die Kurse in gepflegtem Ignorieren und angespeist Dreinschauen geben. In weiterer Folge wird ein Rehabilitationsprogramm mit weitreichendem Disziplinierungskatalog eingeführt, das Wien wieder an die weltweite Anschauerspitze zurückführen soll. Wer die erste Person, die einem über den Weg läuft, nicht mit „Hearst Gschissena“ begrüßt, erhält nur ein mildes Strafmandat und muss auf der Stelle fünf Punschkräpferl verzehren. Wer in die U-Bahn

einsteigt und nicht jeden, der im Weg steht, mit einem herzhaften „Schleich dich, Fetznshädel“ bedenkt, dem wird die Jahreskarte für mindestens ein Jahr aberkannt. Wer einen Supermarkt betritt und ohne irgendjemandem mit dem Wagerl die Achillessehne durchtrennt zu haben KEINE zwei-

te Kasse verlangt, der erhält eine sofortige Ausweisung nach Mödling oder Stockerau. Wer von einem Touristen nach dem Weg zum Stephansdom gefragt wird und mit einem matten Fingerzeig statt mit einem zünftigen „Wos wüsst, Schasaugata?“ antwortet, der muss einen ganzen Abend mit Toni Faber im Marchfelderhof verbringen.

Die „Make Wien oasch again“-Kommission hat auch bereits einen Ersatz für den Christbaum am Rathausplatz bestellt. Unter diesem Watschenbaum können sich gern ganz viele Münchner und Berliner versammeln. Wien sagt: Nicht mit uns, ihr Schastrommeln. CHRISTINA BÖCK



„Politik ist heute reduziert auf kurze Slogans“

Italien hat
auch als Song-
sujet sempre,
sempre Saison

Schriftsteller Robert Harris schreibt historische Romane. Warum er trotz allem noch glaubt, dass wir aus der Geschichte lernen, erklärt er im Interview.

Foto: Bernd Hoppmann

CHRISTINA BÖCK

Robert Harris hat sich für seine historischen Romane schon in das Alte Rom, ins Frankreich des 19. Jahrhunderts und das Amerika des 17. Jahrhunderts begeben. In seinem neuen Roman „Abgrund“ (Heyne) steht die Welt 1914 am Beginn des Ersten Weltkriegs. Der britische Premierminister H.H. Asquith hat einen allzu legeren Umgang mit geheimen Dokumenten. Er teilt sie nämlich mit seiner fast 40 Jahre jüngeren Liebhaft Venetia Stanley. 560 Briefe, mitunter mehrere an einem Tag, hat der Politikerin der jungen Frau geschrieben. Die sind erhalten. Ihre Antworten nicht. Ein Fall für den Schriftsteller: Harris zeichnet ein Bild der Beziehung, wie sie hätte sein können. Mit dem „Feuilleton“ sprach der britische Autor über unwahrscheinliche Unverantwortlichkeit, ewige Konstanten in der Geschichte und die Qualität heutiger Politiker.

Das Feuilleton: Am Beginn Ihres Romans schreiben Sie: Alle Briefe hat der Premier wirklich geschrieben, auch wenn es dem Leser schwerfällt, das zu glauben. Das ist auch nötig, denn so unverantwortliches Verhalten eines Politikers zumal im Kriegsfall ist eigentlich ziemlich unglaublich ...

Robert Harris: Ja, es ist sogar sehr schockierend. Dass er Telegramme von Winston Churchill oder von Kriegsminister Kitchenner mit der normalen Post weitergeschickt hat. Oder dass er solche Dokumente Venetia im Auto gezeigt hat und dann einfach aus dem Fenster geworfen hat.

Als die Briefe vor 30 Jahren zum ersten Mal veröffentlicht wurden, fehlte eine Menge. Die Begründung war unter anderem, sie seien „enorm langweilig“.

Da wurde zum Beispiel ein Brief weggelassen, in dem er die komplette Aufschlüsselung der Divisionen an

der Westfront weitergibt. Das finde ich nicht besonders langweilig. Die Familie Asquith hatte natürlich Sorge, dass das Image des Premierministers leiden wird.

Es wurde auch hart daran gearbeitet, dass die Affäre keusch dargestellt wird. Auf der deutschen Wikipedia-Seite über Venetia Stanley steht nicht viel mehr, als dass sie bekannt ist für eine „platonische Beziehung“ mit Asquith, der „eine Neigung zu romantisch-unschuldigen Beziehungen mit jungen Frauen der britischen ‚besseren Gesellschaft‘ hatte“. Das sehen Sie etwas anders, oder?

Sie muss ihm ziemlich leidenschaftliche Briefe geschrieben haben. Sie hat ihm Shakespeares Sonett 44 geschickt, das ist ein sehr erotisches, metaphysisches Gedicht. Das ist nichts, was man einem harmlosen Brieffreund schickt. Aber wirklich klar wurde mir, dass es eine körperliche Beziehung hätte sein können, als ich das Auto gesehen habe, in dem sie einmal in der Woche für eineinhalb Stunden ein Stelldichein hatten. Eine Scheibe mit einem Vorhang trennte die Fahrgäste vom Chauffeur und auch die anderen Fenster hatten Seidenjalousien. Asquith war bekannt dafür, jungen Frauen unpassende Avancen zu machen, es wäre bizarr zu glauben, dass er es bei Venetia nicht getan hat.

Was wäre Venetia heute für eine Frau? Selbst eine hellsichtige Politikerin oder doch eher ein Donald-Trump-Groupie, dem ein bisschen „Pussy-Grabbing“ nichts ausmacht?

Nein, ich denke, sie hätte ihre eigene Karriere, sie hätte ja jetzt die Chance auf eine Ausbildung. Sie war ein starker, auch witziger Charakter, ich glaube, sie war in einem goldenen Käfig gefangen durch ihr Geschlecht und ihre Klasse. Man sollte sie nicht als Opfer in dieser Beziehung sehen. Sie war durchaus in einer Machtposition, sie hat sie ja dann auch beendet.

Als jemand, der sich viel mit Historie beschäftigt: Würden Sie sagen, dass wir aus der Geschichte lernen?

Ich denke schon. Das heißt nicht, dass wir nicht dieselben Fehler wieder machen, aber wenigstens können wir sie in einen Kontext setzen.

Das Ergebnis der US-Wahl macht da aber skeptisch ...

Ja, gut, das ist schon bemerkenswert, dass ein Volk jemanden wählt, der einen Putsch gegen das eigene Land ermutigt hat. Aber wir werden sehen, wie das ausgeht.

Waren Politiker früher besser?

Das Niveau der politischen Debatte war zu Asquiths Zeiten viel höher. Politiker waren interessanter, beziehungsweise war es ihnen möglich, interessanter zu sein. Die Sozialen oder besser die unsozialen Medien haben da viel kaputt gemacht. Politik ist reduziert auf kurze Slogans, die in einen Post passen, und auf Internetwitze wie Memes. Niemand hält mehr wichtige Reden, Redekunst ist ausgestorben. Niemand hört mehr der anderen Seite zu, das war früher nie der Fall. Die Sozialen Medien haben eine Engstirnigkeit hervorgebracht, wo man sich eigentlich das Gegenteil hätte erwarten können. Man hat ein Handy in der Hosentasche und kann sofort alles Mögliche entdecken, Musik, Literatur, Wissen aller Art, fremde Sprachen. Und trotzdem sind wir weniger aufgeklärt als je zuvor. Das ist beunruhigend.

Gibt es Dinge, die sich in der Gesellschaft nie ändern?

Ja, die Verrücktheit des Menschen, wie Asquiths Schwärmerei für junge Frauen. Nationalismus, fürchte ich, kommt immer wieder, trotz aller Bemühungen seit dem Zweiten Weltkrieg. Und der verantwortungslose Umgang damit, den Frieden aufrechtzuerhalten. Je länger ein Krieg vorbei ist, desto größer scheint die Bereitschaft, da Risiken einzugehen.

Sind historische Romane heute vielleicht noch wichtiger, um unsere Welt zu verstehen?

Sie verändern nicht, wie sich jemand verhält, aber sie helfen, Zusammenhänge zu sehen. Wenn man zum Beispiel sieht, wie und warum zu Ciceros Zeit die Demokratie in sich zerfallen ist. Das Jahr 1914 ist eine ernüchternde Lektion, besonders jetzt: Wenn US-Raketen in Russland eingesetzt werden und Putin mit Vergeltung droht, wenn nordkoreanische Truppen in der Ukraine einmarschieren: Das klingt wie ein Weltkrieg, der plötzlich aus dem Nichts kommt.

In welcher der vielen Epochen, über die Sie bereits geschrieben haben, haben Sie sich am meisten zu Hause gefühlt?

In der Zeit des Zweiten Weltkriegs in Großbritannien und auch Deutschland, aber auch in Ciceros Rom. Das ist so ein guter Spiegel auf unsere Zeit. So vieles, was wir heute in Politik und menschlichen Wechselwirkungen als modern erachten, war damals schon da. Es ist eine gute Möglichkeit, Politik universell zu verstehen. Die Römer hatten einen Senat, sie hatten Wahlen, sie hatten Debatten. Auf gewisse Weise ist alle Politik der westlichen Welt irgendwie auf das Alte Rom zurückzuführen.

Und wenn unsere heutige Zeit schon Historie wäre, was fänden Sie am interessantesten, um darüber zu schreiben?

Das Phänomen Trump ist faszinierend, aber auch der Aufstieg Putins und wie er Russland kontrolliert. Aber man braucht wirklich den zeitlichen Abstand, um das als Schriftsteller aufzugreifen. Nicht umsonst hat das schon Shakespeare so gemacht. Das ist es, was sein Werk heute noch relevant macht. Das wäre wohl nicht so, wenn er über obskure Tudor-Könige geschrieben hätte, die wir heute extrem langweilig finden. F

Etwas Größeres als man selbst

*Über die Sturheit, immer weiter zu hoffen,
dass die meisten Menschen doch das Gute wollen.*

STEFANIE JAKSCH

Eines der wenigen Ereignisse, bei denen Menschen rund um den Globus das Verschwinden von Licht, das sie selbst nicht beeinflussen können, tatsächlich als etwas Besonderes und fast Mythisches empfinden, ist das Phänomen der Sonnenfinsternis. Am 8. April 2024 war es wieder so weit: In den USA und in Mexiko war mit etwas Glück eine vollkommene Sonnenfinsternis zu erleben, bei der sich der Mond vor die Sonne schiebt und für einige Minuten den Tag verdunkelt.

War das Verschwinden der Sonne früher Auslöser von Ängsten bis hin zu Panik, hat sich dieses solare Event inzwischen zu einem echten Markt ausgewachsen. Selbst ernannte ‚Sonnenfinsternis-Jäger:innen‘ reisen um die ganze Welt, um den Zauber, der von der verdeckten Sonne ausgeht, immer und immer wieder erleben zu dürfen, weil es uralte, tief in uns verwurzelte Reaktionen in ihnen auslöst, ein tiefes Staunen, das gleichzeitig Angst einflößend und überwältigend ist. „You do have kind of a primal reaction to it. I think I could almost feel in my body that something was very strange, but intellectually I knew that it was exciting. It’s like both sides of awe – the fearful kind and the wonder-and-astonishment kind“, beschreibt es die Journalistin Marina Koren in einer Podcast-Folge von The Atlantic.

TRÖSTLICHER GEDANKE

Ein Star unter jenen, die Eklipsen folgen, ist der ehemalige Astrophysiker Fred Espenak. Er hat bereits 25 Sonnenfinsternisse über den ganzen Globus verteilt erlebt und bestätigt Korens Erlebnis: „No descriptions come close to what it’s actually like. It was my first close encounter with what I call awe, true awe, where you feel insignificant

and part of something much greater that you don’t completely understand.“ Demut vor etwas Größerem als man selbst also, etwas so Großem, dass das Ich bedeutungslos wird. Ein schöner, tröstlicher Gedanke.

Doch es ist nicht nur reine Unterhaltung oder der Thrill, noch einmal und noch einmal die Sonne hinter dem Mond verschwinden zu sehen, die für viele eine Tür zu einer größeren Dimension eröffnet – sondern auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergänglichkeit. „An eclipse is many things, but one of them is a measure of time. During the last eclipse, my youngest kid was in elementary school. Now he’s thinking about college. And in 2045, which is when we’ll see the next total eclipse of this scope and scale in the U.S., he will be nearing 40, which is impossible to contemplate“, rechnet die Moderatorin des Podcasts Hanna Rosin nach, und ich höre ihrer Stimme ein leichtes Zittern an beim Gedanken an die Vorstellung, ihr Sohn sei in 20 Jahren Mitte vierzig. Über 20 Jahre sind es, bis der Erdtrabant und die Sonne wieder so unterwegs sind, dass man in den USA Zeug:in des Spektakels werden kann. 20 Jahre – eine Zeitspanne, in der so viel Unvorhergesehenes geschehen kann, dass allein das Gedankenexperiment einen ein bisschen schwindlig macht. Allein die Vorstellung, dass zum Beispiel die eigenen Kinder dann in der Mitte ihres Lebens stehen oder, wie der bereits pensionierte Astrophysiker Fred Espenak sagt, man nicht davon ausgehen kann, dann noch am Leben zu sein, lässt eine gewisse Ehrfurcht vor der Endlichkeit unserer Existenz aufkommen.

Ich atme ein, ich atme aus bei diesem Gedanken. Die Mitte des Lebens,

wiederhole ich, und verstehe, dass ich die Hälfte meiner Zeit auf der Erde aller Wahrscheinlichkeit erreicht oder vielleicht auch schon hinter mir habe. Und ich beginne erst jetzt ansatzweise zu verstehen, dass alles mit allem zusammenhängt, dass wir alle in ein unsichtbares Netz eingewoben sind, das uns verbindet und uns füreinander verantwortlich macht. Ich stehe auf, gehe zum Fenster und höre Fred am Ende der Podcastfolge zu Moderatorin Hanna Rosin sagen:

„Thank you so much. Clear sky to everybody.“ Klarer Himmel für alle. Und das ist der Moment, in dem ich anfangen zu weinen.

Ich blinze gegen das Morgenlicht, das ins Wohnzimmer fällt, es sieht aus, als würde es ein schöner, wolkenloser Tag. Mit einem Mal erinnere ich mich daran, wie es war, als

ich Bekannten und Freund:innen das erste Mal davon erzählte, dass ich versuchen würde, ein Buch zu schreiben. Die Reaktionen waren stets euphorisch. „Worüber schreibst du denn?“, war meistens die erste Frage – und auf meine Antwort, dass es um das Helle gehen sollte, erhielt ich als Reaktion beunruhigend oft eine hochgezogene Augenbraue, ein sorgenvolles Stirnrunzeln. „Interessantes Unterfangen“, hörte ich oft, aber auch die Frage, ob man mir das „in Zeiten wie diesen“ nicht vielleicht übel nehmen würde – und wie ich das überhaupt angehen wollen würde, über das Helle schreiben, wo es doch wirklich keinen Grund für Optimismus gebe.

Und ja, ich mache mir Sorgen, um mich, um meine Lieben, um die Menschen an sich; um unseren Umgang mit der Welt, miteinander und oft auch gegeneinander. Aber ich glaube, starrsinnig und mit einer sturen Hoffnung, die nicht weggeht, dass die meisten Men-

schen das Gute wollen und auch danach streben. Ich vertraue auf die Verbundenheit von allem, egal wie dunkel alles scheinen mag. Ich vertraue auch der Dunkelheit, dass sie mir, dass sie uns etwas zu erzählen hat, wenn wir es wagen, auch ihr zuzuhören. Ich weiß, ich darf weich und durchlässig sein, ich weiß, ich darf meiner Überzeugung folgen, dass Empathie der Schlüssel für (fast) alles ist. Und ich darf dem Leben vertrauen, dass es mich und uns alle durch Interesse, Lust und Tatkraft dorthin führt, wo wir gemeinsam an einer solidarischen, feministischen Gesellschaft mit gleichen Rechten und Pflichten bauen können. Etwas Größeres als man selbst.

Ich lächle und nehme ein Flackern am Rand meines Sichtfelds wahr. Das grüne Neonschild, das zu dem Installateur unter unserer Wohnung gehört, erlischt mit einem Flackern, und ich denke an den stets zweifelnden Optimisten Kurt Vonnegut: „Hello, babies. Welcome to Earth. It’s hot in the summer and cold in the winter. It’s round and wet and crowded. At the outside, babies, you’ve got about a hundred years here. There’s only one rule that I know of, babies – God damn it, you’ve got to be kind.“

Der Text ist ein Auszug aus dem Buch „Über das Helle. Radikale Zuversicht in herausfordernden Zeiten“, erschienen im Haymon Verlag.

Stefanie Jaksch war einige Jahre als PR-Verantwortliche und Dramaturgin an deutschen Theatern tätig, seit 2011 lebt und liest sie in Wien, wo sie bis 2023 den Verlag Kremayr & Scheriau geleitet hat. Die von ihr erdachte Essay-Reihe „übermorgen“ wurde u.a. mit dem Bruno-Kreisky-Preis für das Politische Buch ausgezeichnet. Seit 2024 ist sie als freischaffende Moderatorin, Kuratorin und Lektorin unterwegs und hat das Büro für Kultur- und Literaturarbeit „In Worten“ gegründet.



Die verdeckte Sonne löst uralte Reaktionen in uns aus



Monatsabrechnung

Leben nach der Demokratie

Die Demokratie ist in der Krise. Liest man überall. Ein Blick auf die USA etwa zeigt einen Kandidaten für das Amt des Verteidigungsministers, der „Deus vult“ (lat. für „Gott will es!“, Lieblingsspruch der mittelalterlichen Kreuzritter) auf seinem Körper tätowiert hat. Das lässt vermuten: Nach der Demokratie folgt die Theokratie. Nicht nur weil Donald Trump sich heute schon aufführt als wäre er der Stellvertreter des Herrn, auch rundherum lauern gottgleiche Herrscher, korrupte Priesterkassen und Glaubenskrieger. Im Iran und Afghanistan natürlich, aber auch Russlands berühmtester Kriegsverbrecher lässt sich regelmäßig den Segen des Patriarchen von Moskau geben. Aber was kann die pluralistische Gesellschaft jetzt tun, um all diesen Theokratien etwas entgegenzusetzen?

Ganz einfach: Das sind ja alles monotheistische Religionen, die sich aufschwingen die Herrschaft zu übernehmen. Und was haben die zu bieten? Einen Gott. Einen einzigen. Ein mageres Angebot. Wie viel mehr Menschen könnte man für ein Gemeinwesen begeistern, wenn man eine gut erprobte Polytheokratie als Grundlage für den Staat nehmen würde. Es liegen doch jede Menge griechische Götter samt ihren Kulturen ungenutzt herum. Nehmen wir etwa Hermes, den Gott, der Diebe, der Gaukler und der Händler. Ein Gott, wie gemacht für einen Staat nach marktkonformen Prinzipien. Jeder bescheißt jeden. Schlitzohrigkeit ist die erste Bürgerpflicht. Wer auf Amazon eine ehrliche Bewertung abgibt, dem wird für 30 Tage die Staatsbürgerschaft gesperrt. Apropos: Amazon. Da ist man ja schon auf dem richtigen Weg. Es müssen die Pakete nur noch vom Lieferservice Penthesilea zugestellt werden. Damen, die dem Firmennamen auch wirklich gerecht werden. Die kommen, treten dir die Tür ein, zielen mit gespannten Bogen auf Dein verdutztes Gesicht und sagen: „Da hast Du's. War günstig, was? Möglicherweise wegen der Arbeitsbedingungen, die Dir scheißegal sind. Dafür kriegst Du als Treue-Geschenk meine Brust, die ich mir für den Job abgeschnitten hab.“ Und wer sich beschwert, wird an das Qualitätssicherungsmanagement Achilleus vermittelt. Danach sind alle zufrieden. Aber nicht nur der gesellschaftliche Trend zum Neobiedermeier, auch der um sich greifende

Antifeminismus kann mit Beistand der Götter in Staatsräson umgewandelt werden: mit dem Kult der Hestia. In der Antike die Göttin des Herdfeuers. Heute die Hüterin der Zentralheizung und des Induktionsherds. Hier ist die Frau die Herrin des Hauses ... und dort soll sie auch bleiben. Endlich können ... nein, dürfen ... nein: müssen sich Frauen auf ihre „natürliche“ Rolle als Hausfrau und Mutter konzentrieren. Und so rotten sie sich täglich in Designerwohnküchen zusammen, tauschen Beautytipps aus, beschweren sich über ihre Männer und tauschen Beautytipps aus. Dazwischen seufzen sie, sagen Sätze wie: „Ach, die Kinder!“, worauf eine andere sagt: „Aber man bekommt so viel zurück.“ Dann nicken alle, lachen ein sehr natürliches Lachen und danach tauschen sie wieder Beautytipps aus.

Endlich eine gleichwertige Antwort des Westens auf die Taliban, denn gegen diesen Kult sieht die Gesellschaft der 50er-Jahre wie ein Hort des Freiheits und des Aufbruchs aus. An diesen Beispielen sieht man, wie flexibel die Polytheokratie ist, weil sie eben für alle das passende theokratische Angebot hat. Zeusianer können etwa hemmungslos ihre toxische Männlichkeit ausleben. Was wiederum der Gemeinschaft der Artemistienerinnen massiven Zulauf beschert, wo man – nein, nicht man – wo frau sich mit Gleichgläubigen im Wald trifft und dem Secondhand-Veganismus frönt. Also nur Tiere isst, die sich von Pflanzen ernähren. Dazu gibt's Yoga mit Pfeil und Bogen. Tüftler, Bastler und andere technikbegeisterte Nerds werden sich beim Kult des Hephaisstos in dunkle, etwas streng riechende Werkstätten und Rechenzentren zurückziehen. Und wer gerne im Garten seine Gemüsebeete pflegt, huldigt einfach der Demeter, während er wie bisher seinen Kompost ausbringt. Und selbst für die, die sich nirgendwo wiederfinden, gibt es ein passendes Angebot: Den Kult des Dionysos. Der lässt sich zusammenfassen mit den heiligen Worten: saufen, saufen, saufen - und noch mehr saufen. Und wenn jemand fragt, warum die das tun, werden die Dionysiker lallend antworten: „Deus vult!“

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor. Vor kurzem erschien sein Album „Nicht mein Problem“. www.severin-groebner.de

Foto: Dominik Reichenbach



Cartoon: Klaartoons

Der Enkeltick

Entgleiste Eisenbahner

In Sachen Weihnachtsbäckerei gibt es in meiner Familie zwei Lager: die, die das Leben leicht nehmen, und die Vanillekipferl-Fraktion. Meine Mutter ist die Königin dieser Früchte der Feinmotorik. Mit spitzen Fingern rollt sie jedes Jahr eine Armee an kleinen, schlanken und noch dazu köstlichen Kipferln aufs Backblech. Verständlich, dass der Schöngest in Unbehagen verfiel, als daneben eine Zehnjährige mit manisch-entrücktem Gesichtsausdruck versuchte, das größte Vanillekipferl der Geschichte zu walzen. Genervtes Schnauben, bilaterales Gezeter – es wird scho glei tuschen. Und schon erschien die Großmutter wie mein persönlicher Erzengel Gabriel und zog meine Schwester und mich zum Konkurrenzkekseidienst bei ihr zu Hause ab. Während meine Mutter also zufrieden dem nachging, was sie selbst als meditativ bezeichnet, malträtierten wir in der großmütterlichen Küche den Mürbteig zu obskuren Formen. Umso erstaunlicher schien es mir, dass die Oma nur wenig später wunderschöne Kekse auf den Tisch zauberte, reich an Artenvielfalt und von eindrucksvoller Gestalt. Doch wie es sich mit so vielen Dingen verhält, blieben uns auch die Kekse nicht für immer – wenn auch länger als den meisten, weil die Oma sie gerne einfro, um sie im Sommer zum Kaffee zu servieren. Doch eines Winters hatte sie entdeckt, dass ihr Supermarkt ganz passable Weihnachtsbäckerei im Angebot hat. Blauäugig überlegten wir noch, was dieses Jahr mit den Keksen anders wäre. Als wir sie direkt darauf ansprachen, grinste sie uns entgegen: „Gekauft hab' ich sie.“ Es gibt Momente, in denen man spürt, dass die Kindheit jetzt endgültig vorbei ist. Das war einer davon. Eine Welle des Protests ging um den Tisch. Man kauft doch keine Kekse! Schließlich machte sich die Oma dann doch noch einmal ans Keksebacken. Aber hauptsächlich zum Trotz: Eisenbahner entgleisten tragisch, Kokosbusserl sahen eher nach kleinem Kokos-Tod aus und die Klostertkipferln hätten auch konfessionsfreie U-Hakerl sein können. Eine klare Botschaft. Doch wir schlugen zurück: Meine Schwester und ich okkupierten die Küche auf eigene Faust. Irgendjemand war auf die Idee gekommen, Einhornkekse zu backen, ohne dabei die physikalische Beschaffenheit von Teig zu bedenken: Er geht auf. Was in rohem Zustand noch aussah wie das spitze Horn eines Fabelwesens, wurde vor unseren Augen im Backrohr zu etwas deutlich Frivolerem, das wirklich keinem Lebewesen von der Stirn baumeln sollte. Die Vanillekipferl-Fraktion hat den Kampf also ein für allemal für sich entschieden, die Oma kauft ihre Kekse im Supermarkt und niemand, vor allem nicht die Penis-Einhorn-Fraktion, hat das Recht, darüber zu urteilen.

VIKTORIA KLIMPFINGER

erzählt hier, wie sie ihre Oma auf Trab hält, obwohl die das selbst ganz gut kann.

